

Horst Lauinger, Laudatio auf Rafik Schami

(gehalten am 27.6.2022 im Mainzer Staatstheater anlässlich der Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille)

Sehr geehrte Damen und Herren,

Bitte gestatten Sie mir das Geständnis: Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Vor meinem Auftritt hier fragte ich mich lange, ob es denn etwas Bedenkliches hat, wenn der Lober mit dem Gelobten befreundet ist. So habe ich mich kundig gemacht: Als 2019 Karl Markus Gauß seine Laudatio an den Empfänger der Carl-Zuckmayer-Medaille Robert Menasse adressierte, wies er gleich eingangs darauf hin, dass er mit diesem seit vielen Jahren befreundet sei. Und als 2017 Johannes Janssen hier im Staatstheater Mainz ans Pult trat, um Joachim Meyerhoff zu würdigen, sprach auch er davon, „als Freund einen Freund zu betrachten“. Weitere Nachforschungen haben mich weiter beruhigt: Offenbar ist es hier in diesem Eldorado des Lobpreises nichts Ehrenrühriges, sondern etwas ganz Übliches, wenn der Festredner mit dem Ausgezeichneten befreundet ist

Nun kommt bei mir allerdings noch erschwerend hinzu, dass ich nicht bloß mit Rafik Schami selbst, sondern auch mit seiner Frau Root Leeb befreundet bin. Und wo ich gerade im jesuitischen Beichtmodus bin, will ich Ihnen nicht verschweigen, auch mit Emil, dem Sohn von Ruth und Rafik, in einer Freundschafts-ähnlichen Beziehung zu stehen.

Bei Lichte betrachtet, sind Sie, liebe Frau Ministerpräsidentin Dreyer, die einzige Hauptperson des heutigen Abends, mit der ich *nicht* befreundet bin – *noch* nicht.

In einem der faszinierendsten Romane des 20. Jahrhunderts führt der Erzähler uns nach Sipolje, einen abgelegenen Weltwinkel mit Häuschen, einer Wassermühle und einer Waldbahn, dunkelgrünen Tannen, einer Kirche und einer Moschee. Und er führt uns in ein „Damals“. (Kapitel VIII)

„Damals, vor dem großen Kriege“, so lesen wir, „war es noch nicht gleichgültig, ob ein Mensch lebte oder starb. Wenn einer aus der Schar der Irdischen ausgelöscht wurde, trat nicht sofort ein anderer an seine

Stelle, um den Toten vergessen zu machen, sondern eine Lücke blieb, wo er fehlte (...). Alles, was wuchs, brauchte viel Zeit zum Wachsen; und alles, was unterging, brauchte lange Zeit, um vergessen zu werden. Aber alles, was einmal vorhanden gewesen war, hatte seine Spuren hinterlassen, und man lebte dazumal von den Erinnerungen, wie man heutzutage lebt von der Fähigkeit, schnell und nachdrücklich zu vergessen.“

Große Erzählkunst, die aus der Erinnerung schöpft, meine Damen und Herren, hat eine machtvolle Tradition in der Weltliteratur – manche unter Ihnen haben es vielleicht erraten: Der Auszug, den Sie eben hörten, stammt aus Joseph Roths Roman *Radetzky*. Rafik Schami steht mit seinen Romanen in dieser großen weltliterarischen Tradition eines Erzählens, das aus der Erinnerung schöpft. „Damals in Damaskus“, diese Worte könnte in Wolkenschrift über seinem großen Erzählwerk prangen.

Die Bezugspunkte jenes „Damals“, die für ihn Heimat bedeuten, waren die Gasse im christlichen Viertel von Damaskus, die Stadt selbst und das Bergdorf Malula, wo seine Eltern herkommen. Ich habe mir dieses Malula offen gestanden immer wie das gallische „Dorf der Unbeugsamen“ aus *Asterix und Obelix* vorgestellt. Auch die Bewohner des kleinen Malula verteidigten nämlich 2000 Jahre lang ihre aramäische Identität und Sprache gegen die Oberherrschaft von Arabern. Damaskus, die Stadt seiner Kindheit und Jugend, war für viele Flüchtlinge eine gastliche Stadt, oft mit zehn Kulturen in einer Straße. In diesem Kosmos ist Rafik Schami früh zum Humanisten gereift – zu einem, der Menschen nicht nach ihrer Herkunft, Religion oder irgendwelchen Äußerlichkeiten beurteilt, sondern nach dem Grad ihrer Menschlichkeit, nach ihrer Herzensbildung.

Als er 1971 nach Heidelberg kam, war nur eins sicher: dass er nicht mehr zurück in die Heimat konnte. Alles andere war ungewiss. Und niemand, am allerwenigsten der Fünfundzwanzigjährige selbst, hätte sich träumen lassen, dereinst als syrisch-deutscher Schriftsteller ein Millionenpublikum zu erreichen und in über dreißig Weltsprachen übersetzt zu werden.

„Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähle ihm von deinen Plänen!“ So lautet ein wunderbares Sprichwort. Keine Ahnung, ob es ein aramäisches ist, aus China kommt oder aus dem Vatikan. Sicherlich hat auch Rafik Schami Gott mit allerlei Plänen zum Lachen gereizt. Aber bei

dem einen unwahrscheinlichen Lebensplan, dereinst ein Schriftsteller von Rang zu werden, wird dem lieben Gott wohl das Lachen vergangen sein.

„Exil ist ... ein nicht erfülltes Versprechen auf die Rückkehr ins Paradies“, sagt Rafik Schami in seinem wunderbaren Erinnerungs- und Bekenntnisbuch *Ich wollte nur Geschichten erzählen* (S. 82).

Es ist eine große Tragödie, wenn jemand aus seinem Paradies vertrieben wird! Sie haben es gehört: 100 Millionen Menschen – so viele wie noch nie – sind zurzeit weltweit auf der Flucht, ohne Heimat, ohne Bleiberecht, ohne Hoffnung auf Rückkehr ins Paradies. Auch bei Rafik Schami war es eine Tragödie, dass ihm sein Damaskus erst verlorengehen musste, um in der Welt der Literatur aufzuerstehen zu neuer Pracht und Herrlichkeit. Doch kann man einen besonderen Triumph in dieser Auferstehung sehen.

Ist nicht auch Joseph Roth aus seinem Altösterreich vertrieben worden, um einen Epochenroman von vollendeter Erhabenheit zu schreiben? Hat nicht auch Tania Blixen erst den Bergen und Savannen Kenias den Rücken kehren müssen, ehe es ihr vergönnt war, ein so erinnerungssattes Lebensbuch wie *Jenseits von Afrika* zu verfassen?

„Ich hatte eine Farm am Fuße der Ngong-Berge.“ – So lautet der erste Satz aus Tania Blixens modernem Klassiker. – „Ich hatte“... „Es war einmal“ ... „damals in Afrika“: „Dornbäume“, „der betäubende Duft ... der üppigen, schweren Lilien“ und die „Phantasmagorien ... in der Mittagshitze“ ... Oder bei Joseph Roth: „damals in Sipolje“: „Wassermühle“ und „Waldbahn“ ... „eine Kirche und eine Moschee“ ... „das Dunkelgrün der Tannen“ ... Oder bei Rafik Schami: „damals in Damaskus“: „in der Geraden Straße der Geruch nach Waschpulver, Kumin und hier und da nach Falafel“, auf den Märkten der verführerische „Singsang“ der „Damaszener Händler“ und am Himmel droben „ein paar verstreute schneeweiße Wolkenfetzen, ... als hätte Gott seine Pinsel an einem blauen Tuch gereinigt“.

„In jedem Herbstblatt, in jeder Meereswelle, in jeder Schwalbe, die sich leicht in die Luft erhebt und über Kontinente segelt, um nach Hause zu kommen, ist ein Stück von mir.“ So wunderbar liest sich bei unserem

Preisträger Gedächtniskunst, die kleinste Dinge durchdringt, eine Art poetischer Panschamismus.

Das, meine Herren und Damen, ist der wahre Triumph der Literatur: dass sie das letzte Wort hat. Das „Damals“ lebt dank ihr weiter, in jedem neuen Leser, jeder neuen Leserin. Schöpferische Gedächtniskunst ist ihrem innersten Wesen nach Rettung des Verschwundenen, „Suche nach der verlorenen Zeit“ und Suche nach dem verlorenen Ort, Einspruch gegen Verlust und Auslöschung – ist Rekonstruktion und, wenn sie glückt, Reanimation des „Damals“.

„Wenn Literatur einen Sinn haben soll“, so Carl Zuckmayer *Über Erich Maria Remarque*, „so kann es nur der sein, einen Damm zu errichten gegen diese Flut des Vergessens.“

„Ich verließ meine Heimat, aber sie verlässt mich nicht“, so bringt unser Preisträger es auf den Punkt und erklärt: „Im Exil zu schreiben führt zu einer Metamorphose der Heimat, weg von einem geografisch definierten Land, das man verloren hat, hin zu einem geistigen Haus der Sprache und der Erinnerung.“

Die Weltliteratur strotzt nur so vor Exilanten. Rafik Schami selbst nennt Ovid, der ans Schwarze Meer verbannt wurde, und den Syrer Lukian, der der Enge seines Geburtsortes entflohen ist. Auch Heinrich Heine und Anna Seghers nennt er. Selbst der größte aller italienischen Dichter musste ja die Vaterstadt verlassen, als seine Fraktion im politischen Ränkespiel unterlag. Im Januar 1302 schlossen die Stadtoberen von Florenz Dante Alighieri von allen öffentlichen Ämtern aus und konfiszierten seinen Besitz. Selbst eine Gnadenofferte 1315 wies der Dichter zurück. Lieber nahm er lebenslanges Exil in Kauf und rächte sich auf seine Weise mit der *Göttlichen Komödie*.

„Exil“, so Rafik Schami, „ist eine gemeingefährliche Bestie. Sie tarnt ihre Mordlust mit Sanftheit und Melancholie, und plötzlich springt sie einen Ahnungslosen an und bricht ihm das Genick.“

Zu den politisch Exilierten kommen seit jeher die Selbstexilierten. Am 14. Februar 1916 – gerade war ihr Bruder Leslie bei einer Granatenübung im Ersten Weltkrieg ums Leben gekommen – notiert Katherine Mansfield, aufgewachsen in Neuseeland zwischen Maori-Bräuchen und Cellospiel, in

ihr Tagebuch: „Eine unfertige Erinnerung steigt in mir auf, die mich seit Jahren begleitet. Es ist eine sehr gute Geschichte, wenn ich sie nur richtig erzählen könnte. Sie spielt in Neuseeland.“ (*Fliegen, tanzen, wirbeln, beben. Vignetten eines Frauenlebens*, S. 116)

Wie Katherine Mansfield hat Rafik Schami „unfertige Erinnerungen“ ins Exil mitgebracht, hat sie reifen lassen und in jahrelangem Ringen ins Wort, ins Werk überführt. Im Nachbericht zum Roman *Die dunkle Seite der Liebe* schildert er die Genese des Stoffs. „Du magst doch Geschichten.“ – Was im Dezember 1970 mit diesem schlichten Satz seiner Mutter begann, fand erst 33 Jahre später mit dem Erscheinen des Romans seinen triumphalen Abschluss.

Man sieht: Gedächtniskunst ist nichts für Eilige und nichts für Faule. Sie kostet viel Zeit und Mühe. Rafik Schami investiert enorm viel Zeit und Mühe ins Schreiben, was man beim Lesen seiner Romane, die ja wahre Wunderkammern der Fabulierfülle sind, leicht vergisst. Der Autor gibt uns dazu den Fingerzeig. Er verweist auf einen Stil der altarabischen Literatur, „den man ‚al Sahl al Mumtani‘ nennt, ‚das schwer nachzuahmende Leichte‘“. (*Ich wollte nur Geschichten erzählen*, S. 123)

Es mangelte nie an Kritikern, die das „schwer nachzuahmende Leichte“ in Rafik Schamis Werk gerühmt haben. Fritz J. Raddatz etwa geriet regelrecht ins Schwärmen, sprach bei *Die dunkle Seite der Liebe* von einem „Wunderding der Prosa, dessen Elemente gemischt sind aus Mythen und Mären, Fabeln, Legenden und einer wunderschönen Liebesromanze ...“

Daneben ist die Zahl derer überschaubar, die – ihrem Selbstverständnis nach offenbar Türsteher oder Tempelwächter – Rafik Schami den Zutritt zum innersten Bezirk der deutschen Literatur verwehren wollten. Was diese selbsternannte Schweizergarde übersehen haben muss: dass das Haus der Literatur viele Gemächer hat und dass sie selbst ohnehin nur einen unbedeutenden Nebeneingang bewacht. Der Königsweg in die Literatur führt nämlich durch die goldene Ehrenpforte einer treuen Leserschaft.

Seine Leserinnen und Leser haben Rafik Schami nie im Stich gelassen, und er sie auch nicht. Wer von Rafik Schamis Meisterschaft als

Schriftsteller spricht, darf von seiner Vortragskunst natürlich nicht schweigen. Wo immer er die Bühne betritt und zu erzählen beginnt – im Handumdrehen macht er aus einem Buchladen einen Zaubergarten, aus einer Mehrzweckhalle ein Marmorgemach. Und wenn Sie mir den Kalauer erlauben: Nie hatte eine Mehrzweckhalle „mehr Zweck“ als bei einem Auftritt Rafik Schamis.

Seine Imaginationskraft und Fabulierlust sind legendär. Was mich persönlich für seine Erzählkunst einnimmt, ist aber auch sein untrüglicher Sinn für Komposition und Dramaturgie. Deshalb hier eine Kostprobe.

Dazu muss man wissen: Ehrenmorde tauchen bei Rafik Schami wiederholt auf – er selbst wurde 1962, im Alter von sechzehn Jahren, Zeuge eines solchen: der Hinrichtung einer jungen Muslimin, die einen Christen liebte. Nirgendwo ist die Drastik einer solchen Bluttat wirkungsvoller in Szene gesetzt als am Beginn des Romans *Die dunkle Seite der Liebe*. Ich zitiere aus der Eingangspassage, in dem wir von dem Liebespaar Rana und Farid hören:

„Rana ... schien die spielenden Kinder im Park zu beobachten, doch nur ein Mädchen zog ihren Blick an, das abseits einer Gruppe ein Schauspiel aufführte. Es tanzte und drehte sich im Kreis, um dann plötzlich zu erstarren und zu Boden zu sinken, als wäre es von einer Kugel getroffen. Einige Augenblicke später richtete es sich wieder auf und tanzte von Neuem, um sich bald darauf wieder fallen zu lassen. (...)“

Rana beobachtete den Hals des Mädchens und fragte sich, was für Zeichen das Blut in der Luft malen würde, wenn tatsächlich eine Kugel die Kleine trafe. Bei ihrer [Ranas] Tante Jasmin hatte der Blutstrahl das Symbol der Unendlichkeit, eine horizontal liegende Acht, an die Wand gezeichnet. Zehn Jahre war das her. (...)“

Samuel, Jasmins Neffe, erschoss sie vor einem Kinoeingang, (...) blieb über seiner blutenden Tante stehen und rief den Passanten fast schreiend zu: ‚Ich habe die Ehre meiner christlichen Familie gerettet, weil meine Tante sie durch die Ehe mit einem Muslim in den Dreck gezogen hat.‘ (...)“

Das Mädchen fiel noch einmal, diesmal höchst elegant, und blieb eine Weile still liegen, bevor ihre Hände anfangen, wie ein Schmetterling zu flattern, als Zeichen, dass in den liegenden Körper das Leben zurückgekehrt sei.“

Schnitt und Gegenschnitt, vom Tod bedrohte Weiblichkeit und die kindliche Unschuld eines Spiels, blutige Realität und wissende Pantomime verschwimmen hier mit ergreifender Eindringlichkeit zu einem Vexierbild, das man nicht mehr los wird.

Ich beglückwünsche die Verantwortlichen zur Entscheidung, Rafik Schami „für Verdienste um die deutsche Sprache und um das künstlerische Wort“ auszuzeichnen. Was er in gut vier Jahrzehnten geschaffen hat, ist richtungsweisend für die deutschsprachige Literatur, die auch dank seines überragenden Beispiels heute zu einer Literatur der nahen und fernen Einflüsse, des Über-Sich-Hinauswachsens geworden ist.

Es gibt in der arabischen Kultur ein Wort, das mit einem wunderbaren Brauch verknüpft ist: „Gastrecht“, es meint das Recht des Gastes auf freundliche Aufnahme und fürsorgliche Behandlung durch den Gastgeber. Rafik Schami erklärt dieses Recht aus den lebensfeindlichen Bedingungen der Wüste und aus dem Nomadentum.

In einem Interview hast Du kürzlich gesagt, lieber Rafik, Literaturpreise seien „ein Stück Heimat“ für Dich, ein offizieller Bescheid, angekommen und angenommen zu sein – und man kann in einem Land, egal, ob im eigenen oder in einem fremden, gar nie genug angekommen und angenommen sein.

Es ist Dir hierzulande nicht immer und überall jenes Gastrecht zuteil geworden, das Dir gebührt. Doch dank Deiner bleibenden „Verdienste um das künstlerische Wort“ genießt Du in der deutschsprachigen Kultur – längst – Heimrecht. In tiefer Verehrung verneigen wir uns vor Dir, lieber Rafik, und vor Deiner schöpferischen Sprach- und Gedächtniskunst.